

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

23 (20.12.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 23

Lörrach, 20. Dezember 1930

7. Jahr

Krist ist geboren

„Der hailig Christ isch hinächt cho
Het Chindes Fleisch un Blut agno
Wärsch au so brav wie er!“

So lutet's in der selige Nacht,
Un näume in der Brust verwacht
Bo Chinderdage her

E Haimweh no der Chinderzyt,
Wo underem Wuest verschüttet lyt
Un will nit wieder cho.
Der Chindersinn het Alles glaubt,
Der Wältsinn het's e Mengem graubt
Un nüechter werde loh. —

Jez aber, wenn im Dannegrüen
Die liebe Liechter glitzere dhüen
Wärd 's Wunder schön verneut:
Der Stern stoht still, der Engel singt,
E Chünig chunnt, wo Gobe bringt,
Un 's Hirtevolch, wo chneut.

E Chind lyt in der Chripse do,
Das lüüchtet, es isch nüt eso,
Sy Liecht, das wandlet aim
Vom Himmel hoch in d' Seel durii:
Us deere Haimeth chunnt der Schii
Un holt aim wieder haim!

B

Die Geschichte von Istein und Huttingen

Die beiden Gemeinden Istein und Huttingen, nicht eben reich, können sich seit kurzem rühmen, die schönste und beste Ortsgeschichte des ganzen Kreises Lörrach zu besitzen, einen prächtigen Folioband von über 200 Seiten, mit seltenen alten und neuen Bildern geschmückt, klar gedruckt und schön gebunden.

Und das kam so:

Im siebzehnten Jahrhundert (1667) wanderte ein gewisser Stächelin aus dem Baselpfad aus und ließ sich im Dorfe Istein im Bistum Basel nieder, heiratete, wurde katholisch, zeugte Kinder, starb und wurde der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Einer von diesen, ein gesunder, aufgeweckter junger Isteiner, Namens Gregor Stächelin, Maurer von Beruf, ging um das Jahr 1871 nach Basel, baute mit der Zeit Haus um Haus, kaufte und verkaufte gut, hatte Glück, wurde wohlhabend, Unternehmer, zuletzt reich, ein angesehenen Bürger der Stadt Basel, Großrat und Großindustrieller. Aber, und das ist das Vorbildliche und Schöne an ihm: er blieb seinem Heimorte zugetan, fühlte mit seinen alten Landsleuten, war ein groß-

herziger Wohltäter, stiftete nach dem Kriege neue Glocken, erbaute eine Kinderschule, und als er die Geschichte seiner Familie durch Rudolf Kaufmann schreiben ließ — (einen herrlichen monumentalen Folioband von 300 Seiten!) — kam ihm der gute Gedanke, seinem Dorfe und sich selbst ein unsterbliches Denkmal zu setzen: er ließ von Karl Dietschi eine Geschichte der beiden von alters her verbundenen Gemeinden Istein und Huttingen schreiben, großzügig, durch die Frobenius A.G. drucken und bebildern, durch Louis Jäger binden, und in 520 Exemplaren als Privatdruck ausgeben. Dieses Werk ist wirklich gelungen.

Die Vorgeschichte ist kurz und vorsichtig behandelt, aber alles Wesentliche gesagt.

Bei den Kelten, Römern und Germanen von 800 vor bis 800 nach Christus hält sich der Verfasser mit Recht nicht allzulange auf.

Aber von 1100 an bis 1800, der Zeit, wo Istein und Huttingen (mit Schliengen, Steinstadt und Mauchen) dem Bistum Basel gehören, da entwickelt er ausführlich und ein-

führend das Bild einer dörflichen Lebensgemeinschaft in erschöpfender, von erstaunlichen Kenntnissen zeugender Fülle.

Noch lebendiger und immer interessanter wird das Bild des Dorflebens, sobald die fünf Gemeinden 1802 badisch werden, die moderne Verwaltung eine altmodische ablöst und nicht nur die schriftlichen Quellen, sondern auch die mündlichen Ueberlieferungen reichlicher fließen und es dem Verfasser gelingt, gerade bei der Schilderung der dörflichen Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts und der allerneuesten Zeit überraschend richtige Aufschlüsse und auf-

fallende Tatsachen an den Tag zu bringen und jeden Leser, auch den kritischen, zu fesseln und zu belehren.

Man kann zu diesem prächtigen Buche Alle beglückwünschen, die es geschaffen, ermöglicht und betreut haben, vor allem den Verfasser, seinen Auftraggeber und die beiden Gemeinden.

Auch größere Ortschaften, selbst bedeutende Städte könnten sich glücklich schätzen, eine so klassische Geschichte ihres Gemeinwesens zu besitzen!
H. S. B.

Bismarcks „Gespräche“

Von Werner Räf.

(Schluß aus Nr. 22)

Der Inhalt einer jeden literarischen, d. h. irgendwie schriftlich aufgezeichneten Ueberlieferung ist durch einen subjektiven Faktor mitbedingt. Es ist ein Mensch, der seinen Gegenstand so oder so begreift, so oder so erscheinen lassen will oder muß, so oder so aus seinem unmittelbaren Erleben oder aus seinem Gedächtnis in die Worte kleidet, die ihm zur Verfügung stehen. Die durch den Gewährsmann zugebrachte persönliche Beimischung vom Quellenberichte selbst zu trennen, ist Aufgabe des Historikers, der einerseits den sachlichen Quellengehalt gewinnen, andererseits wohl auch die persönliche Ansicht des Berichterstatters kennen lernen will. Bei den „Gesprächen“ verdoppelt sich das subjektive Element, potenziert sich die Schwierigkeit. Bismarck spricht, — spontan, der Stimmung des Augenblicks hingegeben; ein Anderer hört und zeichnet, — stets nachträglich, aus der Erinnerung, — das Gehörte auf. Und welch' ein Zug verschiedenartiger Gestalten! Da berichten Männer, die Bismarck in jahrelangem Umgang genau beobachtet haben, wie etwa Moritz Busch und der Hausarzt Dr. Cohen; da sprechen politisch Eingeweihte wie Fürst Eulodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst oder Staatsminister Lucius v. Ballhausen; da fügt ein Historiker wie Erich Marcks das Gesehene und Gehörte vorsichtig abwägend seinem Bismarckbild ein; da drängen sich — in der Spätzeit — die Journalisten zu Bismarck, denen der zu schreibende Zeitungsartikel auf den Nägeln brennt; da macht es Bismarck Spaß, mit Leuten wie Karl Schurz und Julius Fröbel, alten achtundvierziger Revolutionären, ein Wort zu reden; da verfaßt der Teilnehmer einer Huldigungsdeputation einen Zeitungsartikel, und eine begeisterte Freundin des Hauses Bismarck füllt ihr Tagebuch mit Bismarckworten. Denn ein Wort aus seinem Munde ist Besitz, hat patriotischen, politischen Wert, manchmal geradezu Verkehrswert, genau so wie die heißbegehrten Photographien mit Namensunterschrift. Aus den acht Frankfurter Jahren sind nur 14, aus den drei Petersburger Jahren nur neun Gespräche überliefert; dann erst, mit Bismarcks wachsendem Ruhme, schwillt die Zahl zur Masse an. Kaum jemand, der ohne bestimmte Vorstellungen, ohne persönliche Wünsche und Erwartungen an einer Unterhaltung mit Bismarck teilnimmt. Und wenn es dann gilt, das im Laufe eines langen Abends Gehörte zu Papier zu bringen, gelegentlich

in Berichten von zehn und noch mehr Foliendruckseiten, wobei Bismarcks Rede, wörtlich angeführt, die Hauptsache ausmacht, da mischt sich unweigerlich die persönliche Auffassung, das was der Einzelne gehört und behalten hat, hat hören und behalten wollen, auf das stärkste bei und ein.

Der Historiker wird diese Berichte interpretieren müssen. Seht die neue Ausgabe der „Gespräche“ ihn hiezu in Stand? Er wird seiner Aufgabe gerecht werden können, wenn er die beiden in Betracht kommenden Personen, den Sprecher und den Hörer kennt und weiß, was für ein Gewicht die Worte im Munde des einen und in der Auffassungs- und Schreibart des andern haben, wenn er die bei Rede und Niederschrift mitspielenden Umstände in Rechnung zu stellen vermag. Ein einmaliges Gespräch mit Bismarck wird im allgemeinen, — es gibt Ausnahmen, — wenig aufschlußreich und gewichtig sein; das Schwergewicht liegt auf den Zeugnissen von Personen, die häufig im Hause Bismarcks verkehrten und dem Reichskanzler und Altreichskanzler allmählich unbefangener, mit gereiftem Verständnis und feinerem Ohr gegenübertraten, denen gegenüber Bismarck seinerseits sich nicht mehr „interviewt“, nicht mehr vom spitzigen Journalistenbleistift bedroht fühlte. Diese Gespräche standen in den wichtigen Memoirenwerken, in einem Zusammenhang, der durch die Persönlichkeit des Autors gegeben war, und dieses Zusammenhangs wurde derjenige inne, der das Ganze auf sich wirken ließ. In der Friedrichsrüher Ausgabe dagegen folgen sich die Gespräche chronologisch, und wenn sich daraus ein äußerlich hübscher Gang durch Bismarcks Leben ergibt, so sind andererseits die schwersten Bedenken gegen diese Anordnung geltend zu machen, eben weil nunmehr alle diese Zusammenhänge, tatsächlich das für Verständnis und Wertung einzig Sichere, zerstört sind. Nun folgt, in bunter Reihe, ein Bruchstück dem andern; einmal übers andere muß sich der Leser, — falls er hiezu imstande ist, — anders einstellen. Denn man kann doch nun einmal Quellen nicht anders lesen als aus Geist und Stil desjenigen heraus, der sie verfaßt hat. Der Forscher wird also nach wie vor zu den Memoirenwerken selbst greifen müssen, um sich in die richtige Stimmung zu versetzen und sein kritisches Instrumentarium zurechtzulegen. Der Laie aber fällt, wenn er dem chronologischen Faden folgt, leicht Täuschungen anheim.

Die Menschen mehrten sich auf Erden und Satanas legte seine Hand auf sie, wo und wie er nur konnte. So wuchs Sünde und Schuld, und Gott in erbarmender Liebe faßte den Plan, der verderbenden Menschheit einen Heiland und Erlöser zu schicken . . .

Lucifer begegnete auf einem seiner Spionage-Flüge durch das Weltall dem Engel Gabriel, der erdwärts flog und in der Eile den Satanas nicht erkannte. Er eilte ihm nach und ward Zeuge des Gesprächs zwischen dem Engel und Maria.

Nun ging sein ganzes Dichten und Trachten dahin, der werdenden Mutter Schaden zuzufügen; aber der Vater im Himmel sandte aus seinen Heerscharen eine kleine Leibwache froher Engeln, die Tag wie Nacht um Maria waren und mit ihrem Musizieren und Jubilieren Marias Seele vor allen Gefahren wie vor aller Angst und Sorge bewahrten.

Und der liebe Gott behielt diese Einrichtung für alle frommen Mütter fortan bei: solange sie ein Kindlein unter ihrem Herzen tragen, bekommen sie eine Engelswache, die ihrer Seele frohe himmlische Gedanken zuflüstert, göttliche Lieder singt und sie vor allem Bösen behütet. Denn wie ehedem der Satanas nach Verführung der Eva alle Menschen an sich zu locken suchte, so schwor er sich jetzt, als Maria seinem Zorne entging, nunmehr jede hoffende Frau zu belästigen und zu schädigen.

Die Zeit der Weihnacht nahte. Satanas hatte sich in einen leuchtenden Planeten verkleidet und starrte voll Ingrim, Neid und Bosheit nach Betlehem hin, wo, wie er wohl wußte, der Gottessohn sollte geboren werden. In dem Städtchen war großes Gewimmel; denn von Norden und Süden Judas strömten die sonst ferne wohnenden Geschlechter zusammen, um auf des Kaisers Befehl gezählt und eingeschätzt zu werden. Alle Häuser und Hütten, alle Herbergen und Höfe waren voll Volks und Satanas sah mit hämischer Freude, wie Josef und Maria herumirrten und schließlich mit einem Stalle vorlieb nehmen mußten.

Sollte da der König aller Könige, der Herrscher und Richter der Welt geboren werden können? Satanas' Augen wurden größer und größer, feuersprühend in ihrem Spähen. Er reckte sich vor, unverwandt auf den Stall blickend, und mit ihm streckte sich die Gestalt des Sternes, die er angenommen: als schimmernder Komet stand Satanas am Firmamente und verdiente von Neuem den Namen Lucifer. Unbekümmert um ihn, wie es schien, flogen an ihm vorbei die seligen Engel Gottes, jauchzend und singend, und kündeten den Hirten auf Betlehems Auen die frohe Botschaft vom Heiland.

Stumm und starr vor Zorn hörte Satanas den himmlischen und irdischen Jubel; denn man frohlockte über seine Niederlage und seinen Sturz, da ja der Held, der ihn bezwingen würde, geboren wurde und den Menschen Erlösung und Freiheit brachte.

Er achtete nicht auf das, was sonst noch auf der weiten Erde vor sich ging; sein böser Blick war ganz gefangen von dem Geschehnis im Stalle, und er war sich nicht bewußt, daß die Menschen zu seiner glühenden Kometen-Erscheinung am Himmel mit Furcht und Zittern oder mit hoffnungsvollem, frohen Erstaunen aufsaßen.

Eine große Karawane, der sternkundige Weise auf hohen Kamelen voranritten, nahte vom Morgenlande her

dem Geburtsort des Königs aller Könige; und Satanas in seinem Lichtgewand zeigte ihnen den Weg!

Wider Willen und Wissen diente er den Heiden wie den Juden als Wegweiser zum Gottes- und Menschensohne, den zu verderben er doch gesonnen war.

Während er noch voll Grimm und Groll auf die glückselige Maria und ihr Kindlein niedersah, begann ein Schwirren und Schwingen, Jubeln und Singen um ihn her: es waren die Engelscharen, die vom Stalle herkamen und in den Himmel zurückkehrten. Als er die Augen schloß, um den himmlischen Reigen um sich nicht mitanzusehen zu müssen, da erlosch sein eigener Glanz. Er floh hinweg, aber bis in die Hölle hinein hallte ihm der Chor der seligen Engel nach:

„Ehre sei Gott in der Höhe
und Frieden auf Erden!“

Der Maler Max Eichin

Unter den vielen begabten jungen Malern der engeren Heimat ragt der Lörracher Max Eichin als bedeutender hoffnungsvoller Künstler hervor. Eine Ausstellung seiner Arbeiten, die Ende November in Lörrach stattfand, bestätigte erneut die hohe Meinung, die der „M.“ schon früher von diesem prächtigen Alemannen geäußert hat. Eichin ist eine der seltenen Naturen, die schon in jungen Jahren zu einer klaren Auffassung ihrer Kunst sich durchringen und an dem erkannten Wesen unbeirrt festhalten. Die Malerei hat ihre eigenen Gesetze, andere als das Schrifttum; der Phantasie in der Malerei ist die Aufgabe zugewiesen, die Erscheinung zu gestalten, nicht sie zu beschreiben. Magd der Literatur, Geschichte oder gar einer „Philosophie“ zu sein, ist nicht der Beruf der Malerei. [Sie ist auch nicht dazu da, die muffigen Herzkammern badischer Heimatspießer mit kolorierten Prospektten ihrer Spazierlandschaften zu tapezieren.]

Eichin ist ein wirklicher „Maler“ im eigentlichen Sinne des Wortes. Er hat bei Hauwisen in Karlsruhe gelernt, hat sich in Paris, diesem europäischen Ringplatz der Talente, fleißig umgesehen, hat sich Genüßes angeeignet und „kann“ sehr viel.

Auch hat er Glück und Erfolg, so jung er ist.

In der Lörracher Ausstellung schätze ich seine Blumenstücke am höchsten; sie sind saftig, herzlich, unbefangen, das bei erlesen geschmackvoll.

In seinen Landschaften bestrebt mich die Utrillo-Manier. Aber ich denke, er wird schon zu sich heimfinden und sich eine malerische Raumsicht und Handschrift eigensten Wesens schaffen. Das Zeug dazu hat er. Neben Kiedlin ist Eichin von wahrhaft alemannischer Art und größtem Talent. Solche frische Jugend ist eine Freude und Hoffnung. Die Markgräfler Landschaft ist malerisch noch lange nicht erschöpft, ja kaum erschlossen. Der Bau des Bodens, die Farbe der Wälder, Felder und des Gesteins, das unendliche Spiel von Licht und Luft um die offenbaren und doch geheimnisvollen Dinge, das ganze Wesen des Landes, ist kaum angerührt. „Nichts ist getan und alles bleibt zu tun.“ H. S. B.

Wiesentäler Ehrentafel

Im Befreiungskampfe für das Recht und die Ehre Deutschlands hat das Wiesental hervorragende Streiter gestellt:

Karl Winter

von Steinen im Wiesental, einer der Ersten, die zu Hitler standen, fiel vom Dolche eines Marxisten tödlich getroffen.

Albert Schlageter

von Schönau im Wiesental, Kämpfer im Ruhrkampfe, von den Franzosen standrechtlich erschossen.

Hermann Ehrhardt

von Weil am Wiesental, Kapitänleutnant, Führer der berühmten Brigade mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm.

Hans Ludin

von Lörrach im Wiesental (mütterlicherseits), Leutnant in der Reichswehr, wegen angeblicher Zellenbildung vom Reichsgericht zu Festung verurteilt.

Die Liste wird fortgesetzt.

An mein Vaterland

Nicht nur in deinen Ruhmestagen
Warst du mir teuer, herrlich Vaterland,
Auch jetzt, wo deine Eichen rauschend klagen,
Hält treu dir meine Liebe stand.

Du bist das Land, wo ich geboren,
Wo mich umglüht der Mutterliebe Schein.
Du bist das Land, vom Himmel auserkoren
Mein irdisch Heimatland zu sein.

In deinem Schoße lernt ich gehen,
Hier hat mich reine Jugendlust umloht,
Nur hier sind Menschen, die mich recht verstehen,
Die mit mir teilen Freud und Not.

Führt mich das Schicksal in die Ferne,
Und blühet dort mir wohl auch Glück und Macht,
Und scheinen dort wie hier die gleichen Sterne:
Heim, heim zu dir zieh's mich mit Macht.

Mit dir will ich verbunden bleiben,
Du wirst stets Wurzel meiner Kräfte sein.
Mein Leben kann nur schöne Früchte treiben,
Wenn ich von ganzem Herzen — dein.

Diese ergreifenden Verse finden sich in einem hübschen Gedichtbuche von 50 Seiten, „Sterne-Reigen“ betitelt, erschienen im Selbstverlage des Verfassers Walter vom Tor (Hauptlehrer Guido Ruegger in Maulburg) und durch ihn zu beziehen.

Der verlorene Kopf

Deutschland ist in zwölf Jahren der gewollten und bewußten Unterwerfung und Erniedrigung in einen Zustand gekommen, wo die Wahrheit nicht mehr erkannt wird, oder, wenn erkannt, nichts mehr nützt.

Nervenschlaff und hirmatt fallen die Reichstagsboten: Der verlorene Krieg ist schuld! — Dieses Wort ist eine bequeme aber infame Lebenslüge!

Nicht der verlorene Krieg ist schuld, sondern der verlorene Kopf!

Kopflös glaubten sie dem Wilson, kopflös gaben sie den inneren Halt, das Bewußtsein der guten Sache und des reinen Krieges dahin.

Kopflös, geradezu selbstschänderisch und selbstmörderisch, ist die Erfüllungspolitik! Ihr Bankrott ist ja offenbar. Nur die Tatsache, daß acht Zehntel des kopflosen Volkes sie gewollt haben und jetzt erst, in der Katastrophe, die Schläfer wach werden, verhindert, daß man die Verantwortlichen zur Rechenschaft zieht. Aber — es können keine Köpfe rollen, wo keine sind!

Kopflös, geradezu irrsinnig, war und ist der Kampf der Weimarer Parteien für den Youngplan. Allmählich dämmert es ihnen, was sie angestellt haben; die schamlosen Versprechungen und Lügen verwandeln sich in halbe Abbiten und hurenhafte Schwankungen.

Kopflös unterschrieben sie, daß Deutschland absichtlich und verbrecherisch am Kriege schuld sei, kopflös

lallten sie seitdem diese erste Haupt- und Staatslüge nach. Niemals haben sie amtlich widerrufen, niemals!

Kopflös machten sie die Inflation: sie beraubten das deutsche Volk seiner Ersparnisse, machten sich nach innen schuldenfrei durch Schwundgeld und gaben damit, — kopflos fest! —, dem Feinde den Vorwand zu seinen schamlosen Forderungen: Zahlt, Ihr Bosche, Ihr seid Euch selbst ja Nichts mehr schuldig, also könnt Ihr Alles uns geben! —

Kopflös wurde dieser elendeste Schildbürgerstreich der deutschen Geschichte begonnen, als das deutsche Geld auf 60 stand!

Alle sind sie jetzt gegen den Youngplan und alle flennen sie: Der verlorene Krieg ist schuld!

Nein, noch einmal: Der verlorene Kopf ist schuld! Immer verschlechtert hat sich die deutsche Lage von Jahr zu Jahr. Schuld ist die Demokratie! Schuld die drei Internationalen in Deutschland! Schuld der feige Bürger, der vom Marxisten Schonung erwinselt!

Der verlorene Kopf ist schuld!

Kopflös ist die heutige Zielsetzung der Regierung: sie will die deutschen Finanzen zuerst sanieren und dann gegen die Reparationen vorgehen! Das ist der ewige kopflose Fehlschluß, das feindläufige Denken, das Arbeiten für den französischen Militarismus! — Denn der Feind wird sagen: Euer Haushalt ist in Ordnung?? Dann zahlt! Denn Ihr könnt!

Und der Bosch — zahlt Alles!

Verlag: Der Markgräfler. Für die Schriftleitung verantwortlich: Fritz Heinz Auer Lörrach. Geschäftsstelle, Verlag und Schriftleitung: Lörrach, Baslerstraße 6, „Hansahaus“, Postfach 188, Fernsprecher 2344. Druck der Wiesentäler Handelsbruderei Carl W. Auer Lörrach. Postfachkonto: Karlsruhe No. 41658 „Der Markgräfler“.